

Fremdwörter und Lehnwörter

Autor(en): **Gumbel, August**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **3 (1947)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und den Formelzauber ohne Not vermehren hilft, fördert damit die ohnehin rastlos fortschreitende Verhunjung unserer Muttersprache.

=i= (Thurgauer Zeitung)

Fremdwörter und Lehnwörter

Oder: Nochmals „Aygüsi und Pardon“

Der sprachkundige Verfasser des in der Mainummer 1946 erschienenen Aufsatzes „Aygüsi - Pardon“ hat uns mit seinem Beitrag eine köstliche und lehrreiche Unterhaltung geboten. An das Grundsätzliche, das er darin über Fremd- und Lehnwörter geäußert hat, möchte ich eine Betrachtung über diese Frage unter dem Gesichtspunkt unserer heutigen Verhältnisse anschließen.

Herr Prof. Vettli schreibt: „Jedes Lehnwort ist einmal als Fremdwort in die Sprache eingetreten und anfänglich durch seine Form und Aussprache aufgefallen. Allmählich hat es sich aber seiner Umgebung so angeglichen, daß es sich kaum mehr von ihr unterscheidet, und dadurch Heimatrecht erworben.“ - Das ist sprachgeschichtlich erwiesen; aber wo immer sich das ereignete, geschah es in einem Sprachraum, der von den Einflüssen der jeweiligen fremden Sprache im wesentlichen noch unberührt war. Das war für die breiten Volksschichten ohne Zweifel bis in unsere Zeit hinein nicht nur in großen Gebieten des deutschen Sprachraumes der Fall, die von der Sprachgrenze weitab liegen, sondern im allgemeinen auch in der deutschen Schweiz. Seitdem jedoch einerseits die Freizügigkeit bei uns zu einer immer größeren Vermischung von Deutsch- und Anderssprachigen geführt hat und andererseits fast jedes Kind schon in der Schule etwas Französisch lernt und viele früher oder später noch einen mehr oder weniger langen Aufenthalt im Welschland verbringen, ist das anders geworden. Die ursprüngliche naive Unmittelbarkeit des Deutschsprechens ist geschwächt worden. Zahlreich sind die Deutschschweizer, die Jahre nach ihrem Welschland-Aufenthalt sich bisweilen noch dabei überraschen, so für sich hin „französisch zu denken“.

Unter diesen Umständen dürfte es sicher stehen, daß die Eindeutigung von Fremdwörtern zu Lehnwörtern für uns der Vergangenheit angehört. Wir werden noch manche Fremdwörter, aber keine neuen

Lehnwörter mehr auftauchen sehen. Aus „Abonnement“, „Sens unique“, „Pardon“, „Hors-d'oeuvre“ werden keine unserer Sprache angeglichenen Wörter werden.

Es macht sich im Gegenteil - vorerst besonders deutlich in der westlichen Deutschschweiz - eine rückläufige Bewegung bemerkbar in der Neigung, schon fast ganz eingedeutschten Wörtern wieder ihre ursprüngliche fremde Lautform zurückzugeben, weil diese eben nicht mehr als fremd empfunden wird.

Es ist längst bekannt, daß die Anwendung deutschsprachiger Bezeichnungen für Landschaften, Städte und Berge, die in nahen, aber anderssprachigen Gebieten liegen, immer mehr außer Gebrauch kommt. Wer sagt heute noch Elsgau für die Ajoie, Gestler für den Chasseral oder Münster für Moutier? Was unsern Vorfahren in nicht sehr ferner Zeit selbstverständlich war und was bei den Französisch- und Italienischsprechenden noch heute eine fest eingewurzelte Gewohnheit ist, gilt bei uns nur noch in geringem Grade.

Darüber hinaus erfaßt diese rückläufige Bewegung aber vor allem auch jene Wörter aus dem alltäglichen Wortschatz, die - einmal als Fremdlinge übernommen - schon so gut wie heimatberechtigt geworden waren. In der Ostschweiz, ja da sagt man immer noch „Bileet“, „Exgüsi“, „Schokoladä“, „Pension“, „Departement“ (die letzten zwei gesprochen wie geschrieben), aber von Olten weg westwärts lautet die Aussprache immer deutlicher: „Bijä“ (billet), „Exggüsee“ (excusez), „Schoggola“ (chocolat), „Pan(g)ssion“ (pension), „Departeman(g)“ (département) - (alle Wörter mehr oder weniger richtig französisch ausgesprochen). Am Bahnschalter wird kaum mehr „rettur“ gelöst, sondern immer „rötur“ (retour); ja man kann akademisch gebildete Deutschschweizer Wörter wie „Reproduktion“ oder „relativ“ mit einem „rö“ aussprechen hören. Niemand fällt da mit solcher Aussprache auf, wohl aber einer, der sie nach deutscher (gemeint ist natürlich nicht etwa reichsdeutscher) Art ausspricht. In Bern ist es daneben auch unter Deutschschweizern - besonders in den Läden - nicht mehr selten, daß man Personen, deren Namen man nicht kennt und die man daher nicht mit „Herr X . . .“ und „Frau Y . . .“ ansprechen kann, als „Mössjö“ und „Madam“ anredet.

Es liegt wohl im Zuge der Entwicklung, daß die so entstehenden Gewohnheiten allmählich auch weiter ostwärts Eingang finden. Kann man es denn einem fließend französisch Sprechenden Deutschschweizer so sehr verargen, daß er französische Wörter auch französisch ausspricht? Dabei braucht durchaus nicht in jedem Fall unsere liebe alte Schwäche, die Bildung mit fremdsprachigen Kenntnissen zu beweisen, im Spiel zu sein.

Der Schluß, der sich mir aus dieser Betrachtung zu ergeben scheint, ist der, daß wir mehr als je Grund haben, gegenüber dem verstärkten Eindringen fremder Art und Sprechweise wachsam zu sein. Wir müssen nicht nur darauf achten, uns selbst lieber wieder zu „entschuldigen“ statt zu „verexgüßieren“, sondern vor allem auch tatkräftig daran arbeiten, daß die Liebe und die Treue zu unserer Muttersprache in unserem Volke wachse.

August Humbel

Fasnacht oder Fasnacht?

Das ist eine alte Streitfrage. Als gut schriftdeutsch galt bis vor kurzem im allgemeinen „Fastnacht“, in neuerer Zeit dringt aber unsere Mundartform „Fasnacht“ auch in den schriftdeutschen Gebrauch ein, zum Beispiel in der „Neuen Zürcher Zeitung“ und anderswo. Ja sogar der neueste Duden (von 1942) zieht diese Form vor und verwirft die andere. Als diesen Winter die Solothurnische Staatskanzlei einen Beschluß ihrer Regierung in bezug auf die „Fastnacht“ veröffentlichte, erklärte ihr die „Solothurner Zeitung“ in einem längern Aufsatz über diese Volksbelustigung so zwischenhinein: „Man schreibt Fasnacht, nicht Fastnacht, hohe Staatskanzlei“, und bezeichnete es als gedankenlos, wenn heute jemand „trotz philologischer Aufklärung“ immer noch „Fastnacht“ schreibe. Auch andere Blätter nahmen den Kampf für die „Fasnacht“ auf, und er wird wohl nächsten Winter wieder aufflammen. Dazu ist zu sagen: Wer „trotz philosophischer Aufklärung gedankenlos weiter Fastnacht schreibt“, ist gar nicht in schlechter Gesellschaft; nicht nur Grimm, auch die neuesten etymologischen Wörterbücher (Paul, Kluge, Weigand) geben ihm recht, und wenn der „gelehrte Zürcher Stucki“ schon 1582 „nachwies“, daß Fasnacht die „Faselnacht“, d. h. die Nacht der Tollheit sei, so wird das eine der etymologischen Spielereien gewesen sein, wie sie damals beliebt waren, wie man sie aber nicht mehr ernst nimmt, seitdem es eine deutsche Sprachwissenschaft gibt. Der Philologe der